

# In einer Reihe von unsern Blättern haben wir Euch, liebe jugendliche Freunde, mit den merkwürdigsten Säugethieren unsers Vaterlandes bekannt gemacht [...]

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **An die zürcherische Jugend auf das Jahr ...**

Band (Jahr): **28 (1826)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-386761>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Die Zürcherische Jugend

auf das Jahr 1826.

Von der

Naturforschenden Gesellschaft.

XXVIII. Stück. (v. R. Schür)

In einer Reihe von unsern Blättern haben wir Euch, liebe jugendliche Freunde, mit den merkwürdigsten Säugethieren unsers Vaterlandes bekannt gemacht. Diesmal wollen wir es versuchen, einige Luftbewohner zu beschreiben, und ihre Naturgeschichte darzustellen, da sie nicht weniger werth sind, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, als die bisher angeführten Thiere. Wenn der Luchs, der Bär, der Wolf, wegen ihrer Raubgierde, Mordsucht und Stärke für die friedlichen Alpenbewohner eine schreckliche Erscheinung sind, und die Ruhe jener hohen Regionen stören, so sind die Bewohner der Lüfte dem jungen Steinbock, der Gemse, dem Murmelthier und dem Alpenhasen nicht weniger gefährlich, ja noch gefährlicher, weil sie aus weiter Ferne von oben herab, ihren Raub ins Auge fassen und auf denselben mit Blitzesschnelle herabstürzen können, ohne daß auch die schnellste Flucht hier etwas helfen könnte.

Wir wählen diesmal zwey Vögel, welche zwar beyde unter die Raubvögel gehören, in ihren Sitten aber gar sehr von einander abweichen. Der eine gehört ausschließlich den hohen Gebirgswaldungen an, und ist das ganze Jahr durch in den Alpen anzutreffen, der andre ist ein Fremdling, der nur zuweilen aus dem warmen Afrika herüber sich zu uns verfliegt, ohne hier sich fortzupflanzen oder eine bleibende Wohnung aufzuschlagen.

Die beyden abgebildeten Vögel, von welchen wir sprechen wollen, sind der weißköpfige Geyer und der Goldadler. Beyde leben ausschließend von Fleisch, aber der eine, und zwar der größere, ist dennoch ein friedlicher Vogel, der keinem lebenden Geschöpfe etwas zu Leide thut, der andere hingegen ist zwar kleiner an

Körper, aber gedrungenener, und vorzüglich mit fürchterlichen Klauen bewaffnet, mit welchen er alles, was er auffassen kann, kräftig zu ergreifen und festzuhalten im Stande ist.

Wir werden uns indeß bemühen, mehr die Naturgeschichte der Gattungen, zu welchen diese beyden Vögel gehören, als der einzelnen Art auseinander zu setzen. Die beyden Vögel sind zwar dem Naturforscher wohl bekannt, aber ihre Lebensart bietet sehr viel Unterhaltendes und Belehrendes dar.

Die Gattung Geyer unterscheidet sich von den übrigen Raubvögeln besonders durch den nackten Kopf und Hals, der unten mit einem Federkragen, wie mit einer Palatine geziert ist. Der Schnabel ist sehr stark, an der Wurzel mit einer sogenannten Wachshaut bedeckt. Der Oberschnabel ist gerade, nur an der Spitze hackenförmig herabgebogen; der Unterschnabel gerade, an der Spitze abgerundet; beyde Kinnladen mit scharfschneidendem Rande. Die Füße stark, mittelmäßig hoch, die Mittelzehe sehr lang, die schwache äußere um die Hälfte kürzer, und die innerste und hintere noch kürzer. Die Krallen zwar stark aber mittelmäßig lang und ziemlich stumpf, wenig gebogen. Die Flügel stark und ziemlich lang. Der Kopf klein, und wie der Hals mit kurzem dünne stehendem Flaum bedeckt; den letztern ziehen sie sehr ein und verbergen ihn im Federkragen. Der Körper ist dick und schwerfällig. Der angefüllte Kropf tritt sackförmig vor. Der Schwanz mittelmäßig lang, oft hinten abgenutzt. Die Flügel in der Ruhe fast hängend, mit langen Armbnochen.

Der Flug ist schwerfällig und langsam, sie können sich aber zu einer unermesslichen Höhe erheben. Sie steigen in einer Schneckenlinie auf, und lassen sich eben so herab. Ihr Gesicht ist scharf, sehr vollkommen aber der Geruch, so daß sie das Nas unbegreiflich weit riechen. Ihr Aeußeres ist traurig, ihr Betragen plump. Sie leben gesellig, oft in großen Schaaren. Ihre Hauptnahrung ist Nas. Aus ihren Naslöchern fließt beständig eine übel riechende Materie aus, und ihr Körper hat einen sehr unangenehmen Geruch.

Es sind Vögel, welche meist in warmen Ländern sich aufhalten, nur zuweilen sich zu uns und nach Deutschland verirren. Sie nisten in unzugänglichen Felsen, tragen ihren Jungen die Speisen im Kropfe zu und speien sie ihnen vor.

Alle wahren Geyer sind in der alten Welt zu Hause. Es sind nur etwa 6 oder 7 Arten bekannt, welche Afrika und Ostindien bewohnen, und nur zwey kommen zuweilen aus Afrika nach Europa herüber.

Diese Vögel sind von der Natur angewiesen, todte Thiere zu verzehren, wo bey ihnen ihre nahen Verwandten, die Nasvögel, helfen, von welchen eine Art ebenfalls in Europa vorkommt.



»Wenn man, sagt Baillant in seiner afrikanischen Reise, auch mit dem schärfsten Auge nirgends, so weit der Horizont reicht, einen Geyer gewahr wird, und man erlegt ein Thier, so vergeht keine Stunde, ohne daß sich schon die Geyer sehen lassen und von allen Seiten angefliegen kommen, um das Nas zu verzehren.« Wie außerordentlich fein und stark muß der Geruch dieses Vogels seyn, welcher ihm Meilen weit die Spur eines todten Thieres zuträgt, und ihn aus hoher Luft dahin leitet, wo er seine Nahrung findet. Es ist merkwürdig, daß die orientalischen Völker und die Bewohner von Afrika meist sehr unreinlich sind, und das gefallene Vieh, statt dasselbe zu begraben, nur auf die Gasse werfen, wo es liegen bleibt, bis es verfault oder von den Geyern und Raubthieren verzehrt wird. Daher sieht man in den morgenländischen Städten, besonders in Egypten, zahlreiche Schaaren von Geyern mit herrenlosen Hunden und Jackal sich um die herumliegenden Aeser streiten, und besonders auch die Geyer furchtlos unter den Menschen herum wandeln, welche ihnen nichts thun, und wenn sie selbst zu träge sind die Leichname zu begraben, doch in diesen Thieren die Wohlthäter erkennen, welche die Verpestung der Luft hindern. Dadurch wird der Geyer ein sehr nützlicher Vogel, der auch bey den rohen Bewohnern Schutz findet.

Die Hacke ihres starken Schnabels ist so eingerichtet, daß sie damit das Fleisch von den Knochen ganz rein abnagen können, wenn es auch sehr hart und vertrocknet wäre. Die kleinen Knochen und die Felle kleiner Thiere frisst der Geyer mit, ja sie scheinen diese letztern sehr zu lieben. Mit den lebenden Thieren leben sie im Frieden, es müßte denn der größte Hunger sie treiben, wie man denn auch einmal einen grauen Geyer auf einem niedergestossenen kranken Schafe gefangen hat. Außer diesem sehr selten eintretenden Falle sind sie sehr feige und träge Vögel, welche zwar ungemein viel fressen, aber auch lange hungern können. Haben sie sich voll gefressen, so tritt ihr Kropf wie eine starke Geschwulst hervor, und sie bleiben dann oft Stunden, ja halbe Tage lang, an einem Fleck fast unbeweglich auf einem Beine mit hängenden Flügeln sitzen, und sind dann so träge und dumm, daß man sich ihnen nähern und sie todt schlagen, oder gar ergreifen kann. Oft aber, besonders wenn sie nüchtern sind, sind sie sehr scheu. Auf der Erde gehen sie schrittweise, und weit lieber als andre Raubvögel, mit horizontalem Körper und herabhängendem Halse.

Da sie oft in unermessliche Höhen steigen, und häufig auch auf hohe Berge kommen, auch da nisten, so sind sie für Hitze und Kälte ziemlich gleichgültig, und ein in Deutschland gefangener schien eine Kälte von 12 bis 15 Graden gar nicht zu bemerken oder zu fühlen.



Man hat an solchen gefangenen Geyern viele Versuche gemacht, woraus man schließen sollte, daß sie sich an keinem lebenden Thiere vergreifen. Elstern, Raben, Krähen, Tauben, Kaninchen, Hasen, welche man mit ihnen einsperrte, lebten ganz ruhig und unangefochten von ihnen, ja es schien eher der Geyer fürchte sie. Gab man dem Geyer eine todte Rage oder so etwas, so fiel er bald darüber her, allein er ergriff schnell die Flucht, sobald sich das Thier noch bewegte. Man band einen Bindfaden an ein solches Nas, und bewegte dasselbe, wenn der Geyer anpacken wollte, furchtsam sprang er davon, und wenn nach einiger Zeit der Hunger ihn wieder herbey lockte, so betrachtete er sie von allen Seiten, that einen Hieb mit dem Fuße darnach, sprang aber schnell wieder zurück; dies wiederholte er öfters, bis er von dem Tode überzeugt war. Ein lebender Hase schien ihm mehr Furcht einzujagen, als er dem Hasen. Dies ist um so merkwürdiger, da sein Schnabel und seine Füße gute Waffen sind, mit welchen er tüchtig einhauen kann. Sie bedienen sich des Schnabels zur Vertheidigung weit mehr als andre Raubvögel. Die Nägel aber sind zu schwach und stumpf, als daß sie damit ein Thier stark anfassen, oder wohl gar fortragen könnten. Freylich ist es fast unbegreiflich, wie solche Vögel in kultivirten Ländern, wie z. B. Deutschland ist, auch nur einige Zeit leben können, wenn sie nichts als Nas fressen, da solches gewiß selten dort herumliegt, und in der Noth möchten sie wohl von ihrer Stärke etwa Gebrauch machen, oder wenigstens dann mit Schnecken, Würmern, Reptilien und Mäusen vorlieb nehmen. Freilich leitet ihr wunderbarer Geruch sie Meilen weit nach einem herumliegenden Nase, und die Fähigkeit lange zu hungern, hilft ihnen auf ihren Reisen.

Von den beyden Arten der großen europäischen Geyer ist erst eine, so viel wir wissen, zu verschiedenen Malen in der Schweiz vorgekommen, und dies ist der abgebildete weißköpfige Geyer. Es ist daher durchaus unrichtig, wenn einige sehr verdiente Schriftsteller sagen, man finde sie nicht selten in den Schweizergebirgen, dies ist eine Verwechslung mit dem Lämmergeyer, einem ganz andern Vogel, der allerdings unsern Alpen eigen ist. Im Sommer 1812 wurde ein solcher Geyer, der erste von dem wir wissen, am Axenberg im Canton Uri geschossen, und kam in die Sammlung des Herrn Cantonsrath Ziegler's in Winterthur, wo er noch sich befindet. Es war ein Weibchen, und das Männchen soll sich auch dabey befunden haben. Ein anderer Geyer dieser Art wurde bey Morsee am Genfersee, da er eben in träger Ruhe seine Verdauung abwartete, von einem Hirtenjungen mit einem Stein getroffen und dann todt geschlagen, er kam in die Sammlung der Herren Bonjour in Duchy, und ist jetzt in Paris. Dies sind die einzig bekannten Beispiele. Wohl möchten mehrere Mahle solche

Fremdlinge gekommen seyn, aber sie wurden entweder nicht bemerkt, oder nicht gefangen. Der erste Vogel wog 20 Pfund, und hatte 8  $\frac{1}{2}$  Fuß Flügelausbreitung. Es soll aber noch viel größere geben.

Der Kopf und Hals ist weiß, wollig ohne Federn. Die Halsfedern am Kragen des Unterhalses, Rücken, Deckfedern der Flügel und Unterleib sind schmutzig zimmetfarben, in der Mitte jeder Feder ist ein hellerer Streif. Die großen Schwingen und der Schwanz schwarz. Er soll in Afrika auf steilen Gebirgen nisten, und zwar gesellschaftlich, mehrere Paare in geringer Entfernung von einander, und zwey bis drey weiße Eier legen.

Man kann ihn leicht zahm erhalten, und er frisst dann frisches und faulendes Fleisch, und verdauet selbst Knochen in Menge. Fische frisst er nicht. Er trinkt oft und badet sich auch gerne.

Sein Körper hat einen sehr unangenehmen Geruch an sich, der am Balge immer hängen bleibt, und sich in einen Bisamgeruch verwandelt der nie vergeht. Er ist ein sehr nützlicher und ganz unschädlicher Vogel.

Neben diesem Geyer, gerade vor ihm über, ist auf unserer Kupfertafel ein anderer gewaltiger Vogel abgebildet, den man nicht selten bey uns lebend sieht, da er ein eigentlicher Bewohner unserer Alpen ist. Es ist der gemeine Adler. Man nennt ihn bald Stein- bald Goldadler. Unter der letzten Benennung versteht man den alten Vogel, der durch das Alter eine hellere Farbe angenommen hat.

Dieser schöne Raubvogel gehört zu der großen Gattung des Geschlechts der Falken. Er bildet mit vielen aus- und inländischen Arten eine eigene Abtheilung der Falken, welche Adler oder Adlerfalken heißen. Diese Familie zeichnet sich durch folgende Merkmale aus:

Der Scheitel ist platt, mit länglichten spizigen Federn ganz bedeckt. Der Schnabel von der Wurzel an gekrümmt, mit langer und sehr scharfer Spitze. Die Flügel lang und stark; der Körper dick und sehr fleischig; die Füße stark, mittelmäßig lang, und die Zehen mit langen sehr spizigen und scharfen Nägeln bewaffnet. Sie ergreifen ihren Raub im Laufen oder Sitzen mit den Klauen, und tragen ihn in denselben auch ihren Jungen zu. Sie fallen oft Thiere an, welche ihnen an Größe und Stärke weit überlegen sind, sie sind überhaupt muthige und gefährliche Räuber, welche nur bey Mangel an frischem Raube auch aufs Ras fallen.

Der Steinadler, welcher auf unserer Platte abgebildet ist, ist einer der größten Vögel aus dieser Familie. Die Füße sind bis an die Zehen besiedert. Die Wachshaut am Schnabel und die Zehen sind schön gelb: die Krallen sehr groß,



äußerst spitzig und schön gebogen, die innere Klaue im Bogen gemessen ist 2  $\frac{1}{2}$  Zoll, die hintern fast 3 Zoll lang.

Die Hauptfarbe des Vogels ist immer ein mehr oder minder dunkles Braun, je jünger der Vogel, desto dunkler, so daß erst jährige Vögel fast schwarz sind. Näher betrachtet sind alle untern Theile, bis auf die lichtbraune Befiederung der Fußwurzeln und die untern Schwanzdeckfedern, schwarzbraun, eben so die Federn des Rückens und der Schultern, welche etwas hellere Säume haben. Die Stirne ist schwarzbraun; der Scheitel, Nacken und Oberhals aber ist mit schmalen, starren, sehr spitzigen Federn bedeckt, welche rostfarbe oft fast ins goldfarbe übergehende Spizen haben, so daß diese Theile rostfarben erscheinen, und zwar heller, wenn der Vogel alt ist. Der Schwanz ist an der Wurzel weiß, dann aschgrau und schwarz bandirt und gefleckt, mit breiter schwarzer Endbinde und lichtbräunlichen, schmalen Spizensäumchen. Die Augen sind nußbraun, bey recht alten fast orangefarb.

Die Männchen sind, wie bey den meisten Raubvögeln, kleiner als die Weibchen. Die Flügelbreite der Männchen ist gewöhnlich 7 Fuß, die der Weibchen 7  $\frac{1}{2}$  Fuß.

Dieser Adler ist in allen Gegenden von Europa anzutreffen, wo es große Waldungen und waldige Gebirge gibt, auf unsern Alpen ist er allenthalben sehr gemein, und ein wahrer Alpenvogel, der sich nie bis in unsre Gegenden verfliegt, wo es zwar auch bisweilen Adler, aber von einer andern noch größern Art gibt, welche nur auf ihrem Zuge aus nördlichern Gegenden zu uns sich verfliegen, nämlich der Seeadler.

Muth, Kraft, Raubgier, Gewandtheit und Klugheit sind Eigenschaften dieses mächtigen Vogels, welcher daher auch den Namen des Königs der Vögel sich erworben hat. Sein Flug ist zwar mit öftern Flügelschlägen begleitet, aber in den niedern Lustregionen schwimmend und schön; er steigt so hoch über die höchsten Gebirge in die Lüfte, daß er nur wie ein Sperling an Größe erscheint, oder dem Auge ganz entschwindet, daher nannte man ihn auch den Sonnenvogel, und die Alten nennen ihn den Vogel Jupiters. Sein schönes, lebhaftes Auge liegt tief unter den vorragenden Augenbraunen, welche das zu starke Sonnenlicht abhalten.

Hoch in den Lüften durchschwimmt dieser Vogel weite Länderstrecken, und spähet mit seinen scharfen Augen nach Beute, die er von der größten Höhe herab entdeckt. Oft läßt er dabey sein Geschrey: hia, hiah, oder giiyah ertönen, welches man weit hört, und entdeckt er ein Thier, welches ihm zu überwältigen scheint, so läßt er sich nach und nach tiefer herunter, und stürzt mit Pfeileschnelle



auf dasselbe herab, ergreift es, und schleppt es, wenn es ihm nicht zu groß ist, mit fort durch die Lüfte, trägt es auf einen Baum oder Felsen und verzehrt es.

Rehe, junge Gemsen, Ziegen, Lämmer, Hirschkalber, Hasen, Kaninchen, Füchse, Hunde, aber auch Hamster, Murmelthiere, Mäuse u. s. w.; dann alle Arten von Hühnern, Trappen und andre Vögel sind es, worauf der Steinadler Jagd macht. Die gewöhnlichste Beute auf den Alpen sind Hasen, Murmelthiere, junge Ziegen und Gemsen. Säugethiere zieht er, wenn er sie haben kann, den Vögeln vor, und verschlingt die Stücke mit dem Fell. Man findet daher gar oft seinen Magen und Vormagen ganz voll von Haaren, Fleisch und kleinen Knochen, manchmal sind diese Theile davon ganz ausgedehnt. Große Knochen hingegen verschluckt er nicht, wie dies dagegen der Lämmergeyer thut, welcher die Knochen fast dem Fleische vorzieht, und ganze Stücke vom Schädel, ganze Rippen, und faustgroße Stücke Knochen, Gemsen- und Ziegenhufen, Haut und Haar, ganze Fuchschwänze sogar herunter schlingt und zu verdauen scheint.

Alle diese unverdaulichen Dinge, wie für den Adler wenigstens Haare und größere Knochenstücke sind, werden durch eine eigene Einrichtung der Verdauungsorgane wieder weggebrochen. Man nennt einen solchen weggebrochnen Ballen Haare das Gewölle. Wenn schon der Magensaft beim Adler nicht so stark ist, daß er Knochen verdauen kann, wie der Lämmergeyer, so ist er dennoch sehr scharf, und das im Magen vorhandene hat einen sehr übeln Geruch, der sich auch dem Körper mittheilt, und verbunden mit der Härte und Zähigkeit des Fleisches, die Raubvögel für den Menschen und für alle übrigen Thiere ungenießbar macht.

Man erzählt sehr viel von der Kraft und Gewandtheit des Lämmergeyers, und von Beyspielen, daß dieser Vogel sogar Kinder geraubt habe, allein ein Theil dieser Erzählungen scheint mehr auf den Adler anwendbar. Es ist zwar kein Zweifel, daß der Lämmergeyer Lämmer, junge Ziegen, Gemsen, Füchse und Hunde raube, allein er scheint sich mehr seiner gewaltigen Flügel, womit er diese Thiere in den Abgrund stößt, als seiner schwachen und stumpfen Klauen, welche ihn den Geyern nähern, zu bedienen, dagegen sind die ungemein starken Schenkelmuskeln des Adlers, verbunden mit den fürchterlichen Klauen, ganz gewiß eher geeignet einen Raub zu ergreifen und durch die Luft zu tragen. Er kann selbst dem Menschen gefährlich werden, wenn dieser es wagt seinem Neste sich zu nähern und seine Jungen zu nehmen. So lange er es haben kann, geht er immer auf lebende Thiere aus, und frißt die erhaschten öfters schon an, ehe er sie tödtet, ohne sich durch ihr jämmerliches Geschrey stören zu lassen. In Ermangelung frischer Nahrung, geht er auch aufs Aas, doch nur auf frisches. Einen Vogel im Fluge kann er nicht erhaschen, dazu ist er viel zu schwerfällig, wohl

aber eint auf der Erde laufendes Thier. Rebhühner jagt er so lange herum, bis sie ermüdet seine Beute werden. Wasservögel suchen sich durch Untertauchen zu retten, denn ins Wasser geht er nicht, und frisst auch keine Fische, welche an andern Adlern große Feinde haben. Das Trinken kann der Adler entbehren, in der Gefangenschaft trinkt er indessen zuweilen. Ohne Schaden kann er auch vierzehn Tage lang hungern, dann aber auf einmal wieder ungemein viel fressen.

Früh im Frühjahr, schon im März oder Anfang Aprils beginnt der Bau des Nestes. Männchen und Weibchen scheinen meist beysammen zu leben, in dieser Zeit aber sieht man sie fast immer in Gesellschaft in der Luft schweben und durch schöne Schwenkungen sich belustigen, und bis zu einer unermesslichen Höhe über die Wolken hinauf sich erheben, oft aber plötzlich wieder in die niedern Regionen herab steigen. Brütet das Weibchen, so schwebt das Männchen oft hoch über dem Nest. In unsern Alpen wird das Nest meist in den Spalten unersteiglicher Felsen angelegt, so daß man nur selten es wagen darf dazu hinauf zu steigen. Indes nicht auf den höchsten Spitzen der über den ewigen Schnee hinauf ragenden Felsen ist es zu finden, sondern im Mittelgebirge. Die Grundlage des Nestes machen grobe Nester und Stecken, welche durch dürre Zweige durchflochten sind. Auf dieser Unterlage liegen trockne Pflanzenstengel, Heu, Heidekraut, Wolle und Haare, aber fast ganz flach, so daß die Eyer in einer kaum merklichen Vertiefung liegen. Das Ganze ist so fest, daß es leicht das Gewicht beyder Alten und zwey bis dreyer Jungen, nebst Knochen und Beute zu tragen vermag. Die Eyer, deren zwey bis vier sind, sind etwa so groß, wie die Eyer eines welschen Huhns, aber viel runder und bauchiger, und haben auf blaulichweißem, oft auch milchweißem Grunde große und kleinere heller und dunkler kastanienbraune Flecken und Punkte, doch nicht dicht gestreut. Selten kommen mehr als zwey Junge auf, sehr oft nur eins, und die übrigen Eyer sind faul. Gefangene Adler legen zuweilen in der Gefangenschaft Eyer, welche aber nie fruchtbar sind. Wie lange das Brüten dauert, ist nicht gewiß bekannt. Die Jungen sind anfangs ganz mit weißer Wolle und Flaum bedeckt, und werden von den Alten mit allerley Wildpret geätzt, welches diese oft Meilen weit in Menge herbey schleppen, und auf den Rand des Nestes oder auf dem benachbarten Gestein zerfleischen. Sie fressen sehr viel, und die Alten sind daher um diese Zeit viel räuberischer und dreister. Jedes Paar hat dann sein eigenes oft Meilen weit gehendes Jagdrevier. Daß aber einer, wie Albertus erzählet, aus einem Adlernest, nach und nach drey hundert Enten, mehr als hundert Gänse und bey vierzig Hasen ausgenommen habe, mag glauben wer da will.



Die Jungen werden lange im Horste oder Neste gefüttert, und wenn sie ausgeflogen sind, von den Alten zum Rauben und Jagen unterrichtet. Gewöhnlich bezieht ein Paar mehrere Jahre dasselbe Nest. Die Jungen lassen sich leicht aufziehen, werden aber nie recht zahm, und sind immer zu fürchten.

Es sind sehr scheue und vorsichtige Vögel, welche nur aus dem Hinterhalte erschlichen und geschossen werden können. Häufiger fängt man sie in Fuchsfallen, sogenannten Schwanenhälften, welche aus einem zuschnellenden Eisen bestehen, auf dessen Zunge ein Stück frisches Fleisch gelegt ist, so daß, wenn der Adler dasselbe wegnehmen will, das Eisen zuschnellt und ihn am Fuße packt.

Außer dem Menschen hat dieser Adler keine Feinde, er ist allen Thieren zu mächtig. Die Krähen verfolgen ihn zwar, können ihm aber nichts anhaben. Läuse und Eingeweidewürmer findet man bey ihm oft in nicht unbedeutender Menge.

Er ist der Wildbahn, und besonders auch den jungen Ziegen und Schafen sehr schädlich, und wird daher allenthalben sehr verfolgt, kann aber nur selten erlegt werden. Zur Jagd wurde er ehemals, wie andre Falken, abgerichtet. Einen Nutzen hat der Mensch unmittelbar nicht von ihm. Man hüte sich aber wohl zu sagen: dieser Vogel sey deswegen ganz ohne Nutzen; warum ihn denn auch wohl der Schöpfer geschaffen habe? Kein Thier, kein Geschöpf ist umsonst vorhanden. Die ganze Schöpfung bildet ein ineinandergreifendes Ganzes, und alle Geschöpfe haben ihren Zweck, ihre ihnen angewiesene Stelle, sie tragen alle zum Wohl des Ganzen bey, und selbst diejenigen, welche zerstörend auf andre wirken, sind nicht umsonst da, sind nur in unsern Augen schädlich, weil der eitle Mensch glaubt, die ganze Natur sey nur für ihn da; er urtheilt, was ihm, was seiner Oekonomie nachtheilig sey, sey schädlich, müsse vertilgt werden, und handelt, diesem Grundsatz folgend, gar oft gegen seinen eigenen Vortheil, da er freventlich das Gleichgewicht stört, welches die Natur allenthalben durch ihre Einrichtungen bezweckt hat. Man rechnet es einem Raubvogel zum großen Vergehen, wenn er ein Huhn oder eine Taube ergreift, welche wir für unsere Küche bestimmt haben, man zahlt wohl gar Premien für denjenigen, welcher solche Räuber tödtet. Aber man bedenkt nicht, daß eben dieser Räuber mehr dazu beiträgt, als keine Kunst und List des Menschen vermag, die große Zahl der schädlichen Mäuse zu vermindern, welche unsere Felder verderben, und sogar Miswachs erzeugen können. Es ist in den Augen des Jägers ein unverzeihliches Verbrechen, wenn ihm ein Adler oder ein anderer Raubvogel zuvorkommt, und aus seinem Revier ein Häschen weghohlt, das er lieber selbst geschossen und



geessen hätte. Unerbittlich verfolgt er nicht bloß den Räuber selbst, sondern seine ganze Verwandtschaft mit ihm, und schont in seiner Wuth über das begangene Majestätsverbrechen selbst die unschuldige Gule nicht, welche kaum einmal ein Vögelchen auf hundert Mäuse verzehrt. Als Siegeszeichen der verrichteten Heldenthaten, werden die armen Schächer an Scheunen und Thore genagelt. Man bedenkt nicht, daß durch diese unbesonnene Mordlust viel mehr Schaden angerichtet wird, als diese Vögel nie hätten anrichten können. Der Jäger lerne daher erst den schädlichen Räuber vor dem unschädlichen Thiere kennen, und morde nicht aus Mordlust, ohne Unterschied, Schuldige und Unschuldige. Unser ökonomische Vortheil, die zu unserer Selbsterhaltung nöthige Cultur, erfordern es, unsere Hausthiere vor den Gefahren zu schützen, welche Raubthiere ihnen bringen können; es ist uns erlaubt, die Vernunft anzuwenden, die Zahl derselben zu mindern, und sie dahin zu weisen, wo die Natur sie hingewiesen hat, in die von Menschen gar nicht, oder wenig bewohnten Gegenden, wo sie ihre Stellung schicklicher einnehmen. Aber es ist uns nicht erlaubt, es ist des sittlichen Menschen nicht würdig, ohne Noth und ohne Nutzen zu morden, und seine Mitgeschöpfe zu verfolgen. Dazu eben dient die Naturgeschichte, daß wir das ganze Gebäude der Schöpfung in seinen einzelnen Theilen kennen lernen, daß wir die Materialien aus denen es besteht, nach ihrer Bestimmung schätzen können. Dann werden wir auch nicht so unbedachtsame Eingriffe in die weise Einrichtung der Natur thun. Unter den Raubvögeln, welche in unserm Vaterlande vorkommen, sind einzig der Lämmergeyer, der Steinadler, der Seeadler, der Fischadler und der Taubenhabicht schädlich zu nennen, alle übrigen nützen uns unendlich mehr, als sie schaden, und sie sollten geschont werden. Wenn man sie aber schonen soll, so muß man sie auch kennen, und dazu dienen nicht sowohl Bücher allein, als besonders öffentliche Sammlungen, welche in geordneter Reihe uns diese Geschöpfe zeigen, und mit einem Blicke übersehen lassen.

Ihr seyd im vorigen Jahre eingeladen worden, unsre Sammlungen zu besuchen, die zwar nicht groß, aber dennoch lehrreich und unterrichtend genug sind. An dem festlichen Tage, der Euch das vorjährige Blatt gab, war ein solches Zuströmen, daß eigentlich Keines etwas sehen konnte. Kommt doch lieber an den zur öffentlichen Ansicht bestimmten Tagen im Sommer, wo Ihr Zeit und bessere Gelegenheit habt, und befehlt Euch diese Sammlung mit Ueberlegung, fragt über das, was Ihr nicht wißt, man wird Eure Fragen beantworten und Eure Wissbegierde gern befriedigen. Aber gerade diese Tage sind größtentheils unbenutzt geblieben, nur einzelne kamen, und die meiste Zeit blieben die Säle leer; und doch hat diese Sammlung wieder manches seltene und merkwürdige Stück erhalten,

und kann nach wenigen Jahren sich zu einer Stufe erheben, welche einer Stadt würdig ist, in welcher die Wissenschaften immer geblühet haben, und in welcher die ersten Schweizerischen Naturforscher, Gesner und Scheuchzer, lebten. Damit aber diese wünschbare Vollkommenheit erreicht werde, müssen wir zur Gemeinnützigkeit unserer Mitbürger Zuflucht nehmen, welche bis anhin sich immer so groß und schön gezeigt hat, und in so mancher herrlichen Anstalt sich unvergängliche Denkmahle setzte. Auch in dieser werden wir hoffentlich nicht hinter unsern vaterländischen Hauptstädten zurückbleiben wollen, welche durch Beyhülfe der Regierung und reicher Privaten schnell Museen empor blühen ließen, welche vor wenigen Jahren kaum angelegt wurden. Zürichs gemeinnützige Bewohner werden gewiß wetteifern, mit den Schwesterstädten unsers Vaterlandes, wenn sie sehen, wie mit wenigen und äußerst beschränkten Hülfsmitteln schon so viel gethan ist, sie werden eine Anstalt nicht in dem Zustande lassen wollen, welche dem jetzigen Stande der Wissenschaft noch lange nicht angemessen ist, und welche ohne kräftige Beyhülfe nicht dazu gelangen kann, eine Zierde unserer Vaterstadt zu heißen. Der immer mehr, auch ins fernste Ausland sich verbreitende Handel, der die Produkte Schweizerischen Kunstfleißes in Gegenden trägt, welche ihnen bisher verschlossen waren, macht es unerläßlich, auch die Produkte jener fernen Weltgegenden besser kennen zu lernen, damit unsere Jünglinge, wenn sie der Zufall dahin trägt, dazu vorbereitet, nicht in ganz unbekannte Regionen treten, und mit den Erzeugnissen jeden Klimas, jedes Himmelsstriches gleichsam vertraut dort erscheinen können. Die Nothwendigkeit, sämmtliche Naturkörper so viel möglich zu kennen, nimmt mit dem Steigen des merkantilischen Kunstfleißes immer zu, und sie ist fast allenthalben erkannt worden, daher dann auch die Naturgeschichte in allen höhern Lehranstalten betrieben wird. Sie ist nicht bloßes Spielwerk müßiger Phantasie, sie lehrt uns die herrliche Ordnung der Dinge, die Weisheit des Schöpfers kennen. Sie lehrt uns, nicht in den Tag hinein unsere Mitgeschöpfe verfolgen. Sie allein setzt den Gesetzgeber in den Stand, vernünftige Jagdgesetze zu machen, wodurch nützliche Thiere erhalten, schädliche vermindert werden. Sie erhebt unsern Geist, erhellet unsern Verstand, gibt unsern Spaziergängen und Reisen Zweck und Anmuth, und kein Mensch, der auf Bildung Anspruch machen will, sollte darin ganz unerfahren erscheinen. Aberglauben und Unglauben werden durch sie eben so sicher zerstört, als durch jede andre philosophische Lehre.

Sie greift in alle Bedürfnisse unsers Lebens ein, ins Kaufmännische, ins Technologische, in die Geographie und in die Kunde über unsere Erde überhaupt, in die Landwirthschaft, den Ackerbau, die Gartenkultur u. s. w. Dem Religions-



Lehrer in Landgemeinden gibt sie die vorzüglichsten Mittel an die Hand, seiner Gemeinde, auch ohne die eigentliche Seelsorge, welche ihm obliegt, nützlich zu werden, in vielen Fällen seinen Pfarrkindern mit nütlichen Råthen an die Hand zu gehen, sie über ihre Vortheile aufzuklären, dem schädlichen Aberglauben zu steuern. In ihren Mußestunden gibt sie ihnen eine höchst angenehme und nützliche Nebenbeschäftigung. Sie erhellet und erheitert das Leben mehr als jede andre Wissenschaft, und reicht ihren Verehrern eine unendliche Menge der reinsten und edelsten Genüsse dar. Wir müssen es daher, auch auf Gefahr hin getadelt zu werden, wiederholen, es ist eine wesentliche Lücke in unsern höhern Lehranstalten, daß keine Lehrstelle ausschließlich für Naturgeschichte vorhanden ist. In einigen Stunden kann diese Wissenschaft nicht vorgetragen werden, wenn sie mit philosophischem Geiste beleuchtet, die höhern Ansichten klar machen soll, welche durch sie in die Seele gerufen werden. Sie ist keine Schulwissenschaft für niedere Schulen, sondern gehört in diesem Sinne nur den höhern Lehranstalten an. Sie zu verbreiten, ist ein Hauptzweck unserer Gesellschaft, aber die Liebe dazu zu wecken, soll Vorwurf des Unterrichts der aufblühenden Jünglinge seyn. Wir stehen darin noch weit zurück, das wird niemand leugnen können, der die Wahrheit sprechen will und darf. Etwas ist gethan worden, aber es muß noch viel geschehen, wenn wir mit unsern Schwesterstädten Schritt halten wollen. Darum liebe aufblühende Jugend, ergreife jede Gelegenheit, dich mit dieser göttlichen Wissenschaft bekannt zu machen, siehe dich in unsern Sammlungen um, fordere Belehrung, man wird sie dir willig geben, und du wirst dich selbst für deine Anstrengungen belohnt finden, wenn deine Kenntnisse Zuwachs erhalten, und mit dem Fortschreiten wird dein Eifer zunehmen.

---